



Feierabend



Die Befehrerung.

Frigels Hausaufgabe über die Weihnachtserien, wortgetreu nachgezählt von F. Schröghamer-Heimbal.

Es war sehr schön, als, als das Christkind kam. Es war aber nicht das Christkind, sondern der Dienstmann Moostainer, indem nämlich dieser einen Christbaum brachte, und der Vater sagte zu mir, weil ich gerade auf dem Gange stand: „Du Lausbub, geh ins Zimmer, sonst fangst mir eine Watschen, daß du die Engel singen hörst!“

Nämlich der Christbaum sollte noch ein Geheimnis sein, und ich durfte nicht wissen, daß der Dienstmann Moostainer das Christkind ist, das wo den Christbaum bringt, damit mein kindliches Gemüt nicht verdorben wird. Es ist sehr schön, wenn die Eltern auf das kindliche Gemüt schauen, aber ich hatte den Dienstmann schon auf der Straße gesehen und gehört, wie er die Hausmeisterin fragte: „Gelt, hier wohnt der Stadtrat Blümelhuber?“ Die Hausmeisterin aber hat gleich die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: „Jesse, ist das wieder ein Mordstramm Christbaum! Da müssen's ja den Bläsond ausbrechen, sonst hat er gar nicht Platz. Gewiß gib's wieder eine Verlobigung bei der prohigen Bogasch, weil man den jungen Proviseur von der Engelapotheke allerweil aus- und eingehen sieht bei ihnen“.

Ich muß bemerken, daß von meinem Vater aus seiner ersten Ehe eine Tochter vorhanden ist, namens Josepha, und ich bin der Sprößling aus der zweiten Ehe. Wir haben in München zwei Häuser, eins am Rindermarkt, wo wir wohnen und das ich einmal bekomme, wenn ich heirate, und eins am Petersplatz, das meine Schwester Josepha bekommt, wenn sie heiratet.

Das wissen alle Leute, und wir sind sehr angesehen wegen dieser Häuser. Wegen des Hauses am Petersplatz, das meine Schwester Josepha bekommt, gibt es alle Augenblicke eine Verlobigung mit ihr, denn sie wird sehr geliebt wegen dieses Hauses. So oft es eine solche Verlobigung gibt, schreibt der Vater wegen des Vorliebens an die Auskunftslei Schirmelpennig, was ein sehr spassiger Name ist und allemal 20 Mark kostet. Das Verloben muß etwas sehr Gefährliches und Trauriges sein, weil meine Schwester Josepha immer sehr entrüstet ist, ja häufig bis zu Tränen gerührt, wenn es von der Auskunftslei kommt.

Aber einmal bin ich meiner lieben

Schwester über den Brief eines verheirateten Bräutigams gekommen, und da ist drinnen gestanden: „Zünftiggeliebte meines Herzens“, hat es geheissen, „es tut mir sehr leid, daß ich die Verlobung auflösen muß, denn ich habe geglaubt, das Haus am Petersplatz wäre schuldenfrei; nun muß ich aber hören, daß 20.000 Goldmark Hypothek darauf sind. Dieses geht über meine Verhältnisse, und meine Liebe ist mir zu heilig, als daß ich sie mit einer solchen Hypothek belasten könnte. Das hätte mir Ihr Herr Vater vorher sagen müssen, dann hätte ich mein Herzengosüß an einen würdigeren Gegenstand verschwendet.“

So hat es wörtlich geheissen. Der Brief war sehr fein abgefaßt, denn dieser verlassene Bräutigam war ebenfalls ein Akademiker mit Vorleben, welches geklärt hätte, wie der jetzige, der Proviseur von der Engelapotheke.

Dieses nennt man Familienverhältnisse, und es kommt von der Inflation und der Wohnungsnot. Wir haben nämlich früher keine Hypotheken auf den Häusern gehabt, aber jetzt haben wir die Dachgeschosse aufgebaut, und der Vater sagte: „Der Bankzins frisst die zwei Häuser noch, und früher hatten wir Bargeld und konnten privatisieren. Der Staat ist der größte Betrüger, und wenn ich durch die Revolution nicht Stadtrat geworden wäre, dann müßte ich wieder einen Bäckemeister machen wie in meinen jungen Jahren.“

Dieses nennt man Politik, und der Vater versteht es.

Wegen des Christbaums gibt es gleich einen heftigen Austritt. Wie nämlich die Hausmeisterin zum Dienstmann Moostainer sagt, wir seien eine „prohige Bogasch“, spide ich ihr vom Fenster aus auf ihren Bläschari, was soviel wie Hut ist. Denn es ärgert mich, und es ist eine unverschämte Beleidigung.

Es ist nämlich meine Lieblingsbeschäftigung, von dritten Stod, wo wir wohnen, auf das Pfaster hinabzulipuden. Und ich habe eine sehr große Fertigkeit in dieser Kunst, indem, daß ich nämlich jeden Stein auf das erstemal treffe. Denn Übung macht den Meister.

„Der Lausbub hat mir auf den Hut gespußt!“ posterte die Hausmeisterin die Stie-

gen herauf, aber mein Vater pußt sie schön zusammen: „Wer Lausbub, wie Lausbub? Was Lausbub? Mein Sohn spudt niemand auf den Hut! Werden Sie sich das ein für allemal, Sie ausgechamtes Franzjämmer! Dafür ist mein Sohn zu gut erzogen. Und das hat er von mir! Was glauben Sie denn eigentlich?“

Und dieses nennt man Solidarität, und ich bin sehr stolz auf meine gute Erziehung.

Dann höre ich meinen Vater flüstern: „Vorlicht, leise auftreten, damit mein Sohn nichts hört...“

„Javoi!“ erwiderte der Dienstmann Moostainer verständnisvoll. „Es ist halt was Schönes, wenn die unschuldigen Kinder noch ans Christkind glauben können, wet wahr, Herr Stadtrat?“

Ich höre, wie sie den Christbaum ins Balkonzimmer schoben, und freue mich sehr, daß sie so zartähsend sind für meinen Kinder glauben.

Dieses muß sein, besonders heutzutage, wo die Jugend ohnedies schon so verrobt und verdorben ist, daß die Alten in eifersucht die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und jammern: „Dieses hat es zu unserer Zeit nicht gegeben.“

Damals waren noch andere Zeiten, und der Staat war noch kein Betrüger wegen der Inflation, sondern ist selbst mit gutem Beispiel vorangegangen.

Dieses nennt man den Wandel der Zeiten.

Jetzt ist das Balkonzimmer, wo der Christbaum steht, immer geschlossen. Aber es interessiert mich sehr, was da vorgeht, und wie ich einmal allein zu Hause bin, probiere ich alle Schlüssel durch, und richtig, der vom Eis schrank sperrt.

Ich bin sehr überrascht über die vielen schönen Sachen, die uns das Christkind gebracht hat, besonders über das Luftgewehr, und ich schiße gleich auf den Porzellanaffen auf der Kredenz und treffe ihn so gut, daß die Trümmer nur so fliegen.

Ich sperrte das Zimmer gleich wieder zu und laufe zu meinem Schulfreund Bierlinger in die Sendlingergasse Nummer 5, damit der Verdacht nicht auf mich fällt, sondern auf das

Mädchen, und es wird ihr vom Sohn abgezogen.

Dieses nennt man Alibi.

Ich bekomme aber trotzdem eine fürchterliche Watsche, denn der Affe war meines Vaters Liebling, weil er ein Geschenk seines Stammtischfreundes Hornmeier war, der drei Kalbskazen und ein Pfund Leberläse auf einen Sitz essen konnte und jeden Tag seinen Affen hatte.

Dies war noch in der Vorkriegszeit, wo die Jugend nicht so verrotzt war wie jetzt und die Stammtische noch nicht verwaist, weil die Privatiers noch ihr gutes Geld hatten, was ihnen der Vater Staat aus der Tasche gestohlen hat durch die Inflation.

Ich bekomme noch eine zweite Watsche, nämlich von unserer Anna, denn der Affe wird ihm vom Lohn abgezogen, und sie kündigt auf Neujahr. Ich aber höre, wie sie zu Hofrats Lina im zweiten Stock unter uns sagt: „Am liebsten wäre ich gleich gegangen... So eine schöne Bogasch (Aber nicht war, das Christkindl kann ich doch nicht hint lassen? Zwanzig Mark werden's alleweil...“

Dieses nennt man Selbstbeherrschung oder Diplomatie.

Und jetzt ist der heilige Abend. Ich merke es daran, daß der Provisor von der Engelapothek, mein zukünftiger Schwager, im „Kött“ daherkommt. „Kött“, das ist ein Rod, den man zu Verlobungen trägt, wenn man Akademiker ist. Meine Eltern führen ihn vorläufig ins Wohnzimmer und ertundigen sich nach seinem Befinden. Und sie tun, als ob sie von der bevorstehenden Verlobung gar nichts wüßten.

Dieses nennt man Bildung.

Es geht noch eine Weile sehr geheimnisvoll zu, dann hingelt ein Glöcklein, und jetzt darf ich ins Balkonzimmer. Ich reiße Maul und Augen sperrangeweit auf, denn ich muß sehr überrascht tun, damit sie nicht merken, daß ich die Sachen schon früher gesehen habe. Besonderer Jubel erfüllt mich über das Luftgewehr, und ich frage, wie man es macht, damit man schießen kann. Da sagt die Mutter zum Vater heimlich: „Siehst du, du hast ihm Unrecht getan mit der Watsche...“

Das nennt man Psychologie.

Meine Schwester Josepha setzt sich ans Klavier und spielt „Stille Nacht, heilige Nacht“, und der Provisor singt dazu mit seinem wunderschönen Bariton, daß uns allen die Tränen aus den Augen purzeln. Meinen Vater schüttelt es nur so, denn er hat ein sehr weiches Herz.

Nach dem Liede steckt der Provisor meiner Schwester einen Ring an den Finger und diese ihm — ein Schachspiel, das mir nichts Neues mehr bietet, weil ich es schon zu oft gesehen habe. Dann sinken sie sich in die Arme und schämen sich nicht einmal vor mir, wie sie sich küßten.

Dann stehen wir alle selig unterm Christbaum.

Der Vater bekommt eine Zigarettenasche aus echtem Schildkrötenleder mit goldenem Bügel, aber er raucht nur Virginier und ist mißgestimmt.

Die Mutter bekommt einen Kleiderstoff von grüner Seide, aber sie sagt, Grün ist nicht mehr modern, und sie wird ihn umkaufen.

Die Anna bekommt 20 Mark in bar und eine Hausschürze, aber man sieht es nicht, daß sie ganz verschossen ist, weil sie zu lange in der Auslage hing und beim Ausverkauf mit 30 Prozent unterm Selbstkostenpreis abgegeben wurde.

Der Provisor bekommt von meiner Schwester ein Schalkissen, 5 Paar Pulswär-

mer und ein silbernes Zigarettenetui mit Monogramm.

Meine Schwester bekommt von ihrem Bräutigam die Prachtausgabe des „Allgemeinen Kochbuchs“, worüber die ganze Familie sehr glücklich ist, denn man merkt, daß es der Provisor wirklich ernst und ehrlich meint.

Dieses war die Bescherung, die wir mit süßen Gesichtern entgegennahmen, denn das gehört sich.

Nach der Bescherung kam der Sekt, dem ich sehr zusprach, weil er so süß war. Der Bräutigam brachte das Gespräch gleich auf das Haus am Petersplatz und entwickelte seine Zukunftspläne, weil er eine Apotheke hineinbauen wollte, um sich selbständig zu machen. Denn da ist ganz anders verdient, wie als Provisor.

In diese Gespräche verließ, merkten meine Angehörigen nicht, daß der Christbaum plötzlich um den Tisch zu tanzen begann.

Erst als ich ihnen diese meine Wahrnehmung mitteilte, wurden sie aufmerksam, und der Vater sagte zur Mutter: „Bring ihn ins Bett! Der Saubub — entschuldige lieber Schwiegersohn — hat einen Sektrausch. Warum hat man nicht obacht gegeben?“

Der Provisor, was mein zukünftiger Schwager ist, gab mir schnell ein Pulver,

Heiland Volk.

Der Heiland Volk liegt nach in armen Wiegen, Um neues Leben stöhnt verquältes Trauern, Um Furcht der Mütter fiebert fröstelnd Schauern. Unselig sind, die arm wie Tiere liegen.

Die hohlen, heißen Sehnsuchtspeile fliegen Durch das Gewirr der kalten, kranken Mauern. Die vor dem Lichtkreis des Lebens lauern, Sind als Gespenster nicht dem Grab entfliegen.

Längst ward der Heiland Volk dem Volk geboren, Geheht vom Wind, gepeitscht von Hungertrieben, Barmherzigkeit ging wund am Weg verloren.

Was fromm ein heilig Wundbuch geschrieben, Ist kalt und starr in Winternacht erstoren Und Bettlergut ward Menschenwort vom Sieben.

Franz Rothensfelder.

Warum der Wajja mit Brennholz handelt.

Von Michail Soschtschenko.

Es gab einmal einen jungen Mann mit Namen Wajja Semetschkin. Allgemeiner Abbau machte ihn arbeitslos; aber er ließ trotzdem den Mut nicht sinken.

„Von nun ab bin ich eben ein Mensch mit einem freien Beruf“, sagte er.

Er begann jetzt auch darüber nachzudenken, was er so anfangen könne.

In seinem Hause lebte auch ein weltbetanntester alter Gelehrter. Dieser Alte beschäftigte sich mit allerlei Versuchen an Hunden. Bald näherte er irgendeinem Hunde einen Darm an, bald impfte er ihm ein Serum ein oder eine Polzine gegen die Cholera, oder er schnitt ihm einfach den Schwanz ab und interessierte sich dafür, ob ein Tier auch ohne Schwanz leben könne. Kurz und gut: der Mann stellte Experimente an.

Einmal begegnete der Gelehrte dem Wajja im Hof des Hauses. Er sagte zu ihm:

das meine Zustände linderte, aber ich mußte immer wieder lachen, wie sich alles um mich drehte.

Ich machte gleich ins Bett, aber auch dieses flog im Streife um mich herum, und ich dachte mir, wenn es wieder in meine Nähe kommt, springe ich geschwind hinein. Aber wie ich den Sprung machte, kam ich nicht ins Bett, sondern auf die Weggläser in der Zimmerdecke zu fallen, daß die Scherben nur so flogen.

Und auf einmal stand das Bett ruhig auf seinem Platz, ich hüpfte schnell hinein, denn die Familie lief zusammen und jammerte über das schöne Eingemachte, das nun auf dem Boden fleß.

Am andern Morgen bekam ich vom Vater noch eine fürchterliche Watsche, weil meine Schwester sagte, wenn die Verlobung wieder auseinandergeht, dann wäre nur ich schuld, weil niemand einem solchen Bengel als Schwager wolle, am wenigsten ein Akademiker mit oder ohne Vorleben.

Aber es kam nicht so weit, denn gleich nach den Feiertagen wurde im Haus am Petersplatz mit dem Einbau der Apotheke begonnen, und so hoffe ich denn, das nächste Christfest bei meiner Schwester verleben zu können. Und hoffentlich gibt es einen Sekt.

Dieses war mein Weihnachtsfest, und ich muß sagen, es war sehr schön.

„Haben Sie nicht zufällig irgendeinen kleinen Hund? Ich zahle für jeden Hund drei Rubel.“

Da freute sich Wajja sehr, denn er erfaßte sofort die Verdienstmöglichkeiten, die sich ihm boten.

„Gewiß“, erwiderte er, „habe ich einen. Das ist überhaupt meine Spezialität, Verjuchshunde zu beschaffen. Bitte wenden Sie sich nur immer an mich, ich besorge Ihnen das Gewünschte!“

Sie bekräftigten ihre Geschäftsverbindung mit einem Handschlag und trennten sich.

Als erster Hund verschwand der des Hausverwalters. Der Mann war so traurig darüber, daß er sofort die Mieten steigerte und auch das Wassergeld erhöhen wollte; aber dann fanden Neuwahlen statt und er wurde abgesetzt.

Der zweite Hund, der nicht mehr zurückkehrte, war der kleine Schoßhund aus Nummer sieben. Ein widerlicher Köter, mit roten, tränenden Augen. Dazu war er noch bissig. Wajja hatte noch lange eine Schramme von ihm an der Hand.

Den dritten Hund ging Wajja auf der Straße ein. Und dann ging es immer so weiter und weiter.

Nur einmal sagte der Gelehrte ihm wie vorwurfsvoll:

„Mein Lieber, du bringst mir immer so schwächliche Hunde! Ich brauche jetzt für ein Drüsen-Experiment einen besonders großen und kräftigen Hund.“

Also machte sich Wajja am nächsten Tage recht früh auf den Weg, um solch ein Exemplar zu finden. — Vier Stadteile hatte er schon abgesehen, konnte aber nichts Geeignetes finden. Unterwegs ließ er nur eine kleine Hündin in seinem Sad verschwinden.

Nun ging Wajja die Karpowka-Straße entlang. Plötzlich sah er an einer Ecke einen großen schönen Hund. Wajja freute sich sehr, denn es war ein Prachtstück. Er hatte feste, glatte Schenkel und strohte ordentlich vor lauter Kraft. Wajja kam an ihn heran und hielt ihm Brot hin.

„Hündchen, Hündchen...“, lockte er.

Aber der Hund knurrte und schlug unwillig mit dem Schwanz. Wajja begann den Sad loszubinden. Da schnappte der Hund nach seiner Hand und hielt sie fest. Wajja schrie vor Schmerz und versuchte sich loszureißen, aber der Hund gab nicht nach. Es entstand ein Menschenauflauf und jemand rief:

„Das ist doch der Polizeihund „Treffla!“

Als Wajja das hörte, fiel er vor Schreck hin. Die kleine Hündin sprang aus dem Sad und lief davon.

„Aha!“ riefen die Leute, „ein Hundefänger! Haltet ihn!“

Wajja wurde auf die Polizei gebracht und mußte sich nachher vor Gericht verantworten.

Man sprach ihn aber frei, denn erstens sei er arbeitslos gewesen und habe aus Not gehandelt, und zweitens seien die Hunde immerhin für wissenschaftliche Zwecke verwandt worden. Im Wiederholungsfalle würde man aber gegen ihn mit aller Strenge vorgehen.

Seit der Zeit handelt Wajja mit Brennholz.

der Kiste ins Lager befördert worden wäre, hätte dies nicht so eine Aufregung verursachen können, wie die Ankunft dieses einzigen Pianos. Am nächsten Morgen war es bereits bekannt, daß das Instrument für Tom Gostin, einen Schenkwirt und Besitzer des größten Spielsalons im Lager bestimmt war. Es war beinahe eine volle Woche notwendig, um dieses Ungetüm auf seine Beine zu bringen, und sein Eigentümer war das stolze Individuum im ganzen Staate. Allmählich erhob es sich von seinem liegenden Zustande in einen aufrechten, stehenden, inmitten eines Stimmengewirrs der verschiedenartigsten Sprachen, so daß man den Turmbau von Babel hier vermuten konnte.

Selbstverständlich, ein jeder einzelne wußte sehr wohl, wie ein derartiges Instrument aufzustellen sei. Der eine wußte, wofür das Hinterbein gehörte, der andere wieder, wo der richtige Platz für die Vorderbeine war.

Tag für Tag trafen mindestens zwanzig Mann auf einmal ein, um ihre Hilfe anzubieten.

„Ich werde die Füße so anbringen, wie es sich gehört.“

„Ich will es euch stimmen, ich bin der geeignete Mann für so etwas.“

„Ich habe Noten, daß ich die Bestie einen ganzen Monat lang damit ausfüttern kann.“

Ein anderer brachte wieder ein paar Wolldecken. Kurzum, jeder nahm das lebhafteste Interesse daran. Endlich also war es so weit, daß man es als gebrauchsfähig bezeichnen konnte.

„Nun hat es uns schon eine ganze Woche lang keine Ruhe gezeit, jetzt wäre es aber an der Zeit, daß es schon etwas anspielen sollte!“

Aber leider, leider! Im ganzen Lager war nicht ein einziger Mensch aufzutreiben, der darauf zu spielen wußte. Der Wirt Gostin begann zu begreifen, daß das feinerzeit eine verfehlte Spekulation gewesen war. Er hatte einen Geiger und einen Mexikaner, der die Gitarre spielte. Ein Pianist hätte sein Orchester vervollständigt. Eines Tages erklärte ihm ein Partespieler seiner Spielhölle ganz im Vertrauen, daß er einen Freund hätte, der schon „ein paar Summen Musik aus dem Piano herauszuknaden wußte, wenn man ihn ein paar Stunden hindurch allein mit ihm ließe, um wieder in Übung zu kommen.“

Diese Nachricht verbreitete sich mit Windeseile im Lager, aber als man den Betroffenen befragte, schwur er bei des Teufels Großmutter, daß er nicht eine einzige Note Musik kenne. Es wurde aber als ganz auffällig wahrgenommen, daß er oftmals um das Piano herumlungerte und es mit ähnelnden sehnsüchtigen Blicken betrachtete, wie ein hungriger Mensch seine Blicke über ein in einem Restorantfenster ausgestelltes Beef-steak gleiten läßt. Es konnte also absolut kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser Mann Musik in seiner Seele hatte, vielleicht sogar bis in seinen Fingerspitzen, aber daß er es vielleicht nach so vielen Jahren der Vernachlässigung nicht wagte, einen Versuch seines Könnens nach allen Regeln der Harmonie zu unternehmen. So also unterhielt der Geiger mit seinem Tanzspiel, der fette Mexikaner klappte auf seiner Gitarre, aber kein Mensch brachte den Mut auf, das Piano zu berühren.

Zwanzig Leute und mehr hätten zweifellos und mit Vergnügen zehn Unzen feinsten Goldstaubes dafür hergegeben, wenigstens ein halbes Stündlein mit dem Piano allein beisammen sein zu dürfen, aber jedermann scheute sich vor dem allgemeinen Gelächter, das ein einziger fesseltüchtiger Versuch hervorgerufen hätte. Es war beinahe eine Selbstverständlichkeit, daß die erste Hand, die dem Piano Töne

Das erste Piano im Goldgräberlager

Eine abenteuerliche, amerikanische Weihnachtsgeschichte.

Von Samuel Davis, überleht von J. Reisman.

Samuel Davis ist ein Zeitgenosse von Mark Twain und Bret Hart. Die Novelle ist ein Meisterstück in ihrer Art, da sie psychologische Feinheiten mit amerikanischem Humor und Abenteuerlichkeit vereinigt.

Es war um 1858 herum, vielleicht war es auch fünf Jahre später oder früher, daß sich die Sache ereignet hat, es liegt doch nichts daran, denn dies ist keineswegs ein Geschichtlein für öffentliche Schulen, also kurz, um diese Zeit war es, daß sich ungefähr zehn Meilen aufwärts von Pioche ein kleines Lager befand, das sich hier etwa dreihundert Goldgräber aufgeschlagen hatten. Jeder von ihnen packte während des Tages seine zum Graben notwendigen Geräte zusammen und schürfte bis vor Sonnenuntergang draußen auf erfolgversprechenden Feldern.

Wenn sich der Tag zu Ende neigte, da rasteten diese Leute keineswegs in der Art ehrenwerter Ackerbauer aus Neu-England, sondern sangen, tanzten, spielten Karten, und mitunter, wenn sie die Lust überkam, schossen sie sogar aufeinander mit Pistolen.

Eines Abends verbreitete sich in der Hauptstraße (es war nämlich überhaupt die einzige Straße) das Gerücht, daß drei Männer in Silber Reef ermordet worden seien und daß man ihre Leichname hierher transportiere. Und wahrhaftig, mit einem Male kam ein alter, schwerer Lastwagen den Hügel hinaufgefahren, den ein Paar Pferde mit schwerer Mühe vorwärtsbrachten und die unter ihrer Last außerordentlich leuchten. Auf dem Karren war eine sehr große Kiste aufgeladen, deren Umfang die trägen Leute erst dann zu interessieren begann, als ein schwacher Schimmer von Licht darauffiel.

Der Tod hat immer etwas Ehrfürchtiges an sich, und obgleich noch niemand von den Leuten die sterblichen Ueberreste der Toten zu Gesicht bekommen hatte, verstummte der Lärm in der Menge merklich, je näher die Pferde kamen, bis schließlich während eines Salts der Wagen sogleich von ihr umringt wurde. Der Fuhrmann aber schien nicht im geringsten von der Freierlichkeit seiner Mission eingenommen zu sein.

„Alles drinnen?“ fragte einer aus der Menge.

„Ich hab es nicht kontrolliert. Ich denke wohl.“

Der Fuhrmann stopfte sich seine Pfeife und nachdem er sich sie entzündet hatte, fuhr er fort:

„Ich wollte meine Knochen und die Last schon über dem Grat drüben haben!“

Ein Mann, der zugehört hatte, trat jetzt plötzlich gegen den Kutscher heran.

„Ich weiß zwar nicht, wen Sie da in dieser Kiste drin haben, aber wenn es der Zufall

wollte, daß es einer meiner Freunde wäre, dann werde ich Dich, Bursche, platt auf den Boden niederlegen!“

„Wir können ja nachschauen,“ entgegnete der Fuhrmann kühl, „gerade ist der Deckel aufgebrochen, und wenn es Ihre Leute sind, die drinnen stecken, so stehe ich gerne zu Ihrer Verfügung.“

Die Zwei blickten einander einen Augenblick lang in die Augen, dann trat die Menge ein wenig näher an die beiden Männer heran, da sie einen Zusammenstoß erwartete.

„Ich bin der Meinung, daß tote Menschen sich eine anständige Behandlung verdienen, wenn du Kerl aber sagst, daß du froh sein wirst, die Knochen schon über dem Berg zu haben, dann kann ich dir nur sagen, daß es besser für dich sein wird, wenn ich unter den Bellagenswerten nur ja nicht einen meiner Freunde habe!“

„Schön, schön, also mach nur den Kisten- deckel auf! Ich nehme Worte, die ich gesprochen habe, auf keinen Fall zurück, und wenn meine Junge deiner Art zu denken nicht genehm ist, so sag ich dir, daß ich dafür auch einstehen werde!“

Mit diesen Worten begann der Fuhrmann den Kisten- deckel herunterzunehmen. Dann riß er ein Brett los und schmiss ein paar Fischen beiseite. Ein Stück irgend eines dunklen Gegenstandes, wie Rosenholz, wurde sichtbar.

„Rosenholzfärga, zum Teufel noch einmal!“ riefen ein Paar aus der Menge verwundert aus und die Reugierde und Verwunderung wurde noch größer.

Ein paar weitere Bretter flogen herunter, und der Mann, der so pietätvoll bereit war, das Andenken seiner Freunde hochzuhalten, lockerte seine Waffe in der Tasche noch ein wenig mehr. Die kühle Art des Fuhrmanns hatte ihn derartig aus der Fassung gebracht, daß er fest entschlossen war, von seiner Waffe beim ersten Anblicke eines Toten Gebrauch zu machen, und selbst wenn es nicht sein Freund, sondern sein geschworener Feind sein sollte, der in der Kiste lag. Endlich also war die ganze Brettumhüllung losgelöst, und nachdem der Fuhrmann noch die sonstigen Hüllen entfernt hatte, gewahrte die erstaunte Menge etwas, was sie alle in Verwirrung brachte.

„Brüchen.“ sagte der Kutscher, „da habt ihr es, es ist ein Piano.“

Ein allgemeines Gelächter war der Erfola. Der Mann, der so ängstlich bemüht war, für seine Toten Respekt zu erwidern, murmelte etwas vor sich hin, daß ihm die Kehle austrocknet wäre, und der nächste Wirt hatte ein paar Augenblicke später die Hände vollauf zu tun, weil die Annaens den Wit, der die allomene Aufmerksamkeit hervorgerufen hatte, nach Gehör besuchten.

Selbst wenn ein halbes Duzend Toter in

entlocken sollte, mit ihrem Spiele sich auch hören lassen durfte!

So kam also der Weihnachtsabend heran, und der Spielsaalbesitzer Goskin hatte seiner Gewohnheit gemäß seine Hölle mit Stücken einer alten Bergzeder und einer Stoude geschmückt, deren rote Beeren keineswegs eine schlechte Nachahmung der englischen Stechpalme waren. Das Piano wurde mit Immergrün bedeckt, und alles war ja da, bis auf eine Sache, die Goskin ganz zufriedengestellt hätte, nämlich jemand, der Piano zu spielen verstand.

„Weihnachtsabend, und kein Klavierspieler,“ sagte er. „Das ist ja eine liebliche Gegend für einen Christen, der gezwungen ist, hier zu leben!“

Endlich nahm er ein Stück Papier und triebelt darauf die Worte:

Zwanzig Dollars

für einen zufriedenstellenden Klavierspieler. Dieses Papier brachte er auf dem Musikstisch an und obgleich die Inschrift bis gegen Mitternacht den Besuchern des Lokals entgegenleuchtete, vermochte sie es trotzdem nicht, irgendeinen Musikanten aus seiner Behausung hierher zu locken.

So ging also die Unterhaltung los und die Lustigkeit wuchs auch so allmählich an. Die Männer tanzten und sangen zur Musik der schlechten Violine und der krächzenden Gitarre und bald schien es, als ob die lustige Menge das Heulen des Sturms, der draußen tobte, überhören wollte. Mit einem Male aber wurde die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Ankunft eines weißhaarigen Mannes gefesselt, der gegen den Ramin zuschritt. Seine Kleider — wenn man das überhaupt Kleider nennen konnte — waren vom geschmolzenen Schnee ganz naß geworden, und er machte einen halbverhungerten, halbirr sinnigen Eindruck. Er hielt seine schwächlichen, zitternden Hände gegen das Feuer, und durch das Licht des verbrennenden Holzes erschienen sie fast durchsichtig. Er starrte eine Weile vor sich hin, als ob er etwas suchen würde, und seine Anksucht und Anwesenheit verbreitete eine solche Abkühlung, daß die Lustigkeit etwas abgedämpft wurde, allmählich verstummte, und es den Anschein hatte, als ob er vom Sturm hieher verschlagen, all die Finsternis und Kälte der draußen kämpfenden Elemente mit sich heringebracht hätte. Goskin, der gerade eine Schale heißen Eierkognaks trank, kam näher an ihn heran und sagte unter Lachen:

„Da, Fremder, erfrisch dich mal! Das ist ein Echter!“

Der Mann sorgte sich drum, daß die dargebotene Schale Augenblicklich trocken wurde, schleckte sich seine Lippen ab, und schien sich schon etwas haglicher zu fühlen.

„Auf Goldsuche gewesen, he? Draußen in den Bergen — vom Sturm überrascht worden, he? Lustige Nacht dies, he?“

„Recht nett“, antwortete der Mann.

„Und du bist durch und durch ausgetrüdnet worden, he?“

Der Mann warf einen Blick auf seine durchnässten Kleider und lachte, da Goskins Bemerkung ein bitterer Spott war.

„Wie lange draußen gewesen?“

„Vier Tage!“

„Dungzig?“

Der Mann erhob sich und gegen den Tisch mit den Speisen zuschreitend, machte er sich über ein Stück gerösteten Bären her, in das er sich in der Art eines wilden Tieres einbiss. Nachdem die Fleischspeise, das Getränk und die Wärme den Fremden ein wenig durchdrungen hatten, begann er auch heiterer und seine Figur schon ansehnlicher zu werden. Seine Züge verloren

ihre blasse Farbe und er schien durch den Gedanken daran, daß er sich ja nicht im Grabe befand, immer mehr und mehr zufrieden zu werden. Als man diese Veränderungen wahrnahm, wurden auch die Leute um ihn herum lustiger und glücklicher, und die augenblickliche bedrückte Laune, die durch seine Erscheinung eingetreten war, verschwand wieder allmählich.

„Haben Sie Ihr Wirtstokal immer in einer solchen Weise decoriert“, fragte er schließlich Goskin.

„Heute ist doch Christabend“, entgegnete ihm der Wirt.

Der Fremde schien ganz betroffen.

„Der 24. Dezember, mein Freund, gewiß, gewiß!“

„Und deshalb habe ich das Zeug hier angebracht, Alter, verstanden?“

„Solange ich in England lebte, habe ich stets den Christabend gefeiert, aber ich habe wahrhaftig daran vergessen, daß heute Nacht Weihnachten sind. Ich schlage mich jetzt in den Bergen herum, und so kommt es, daß ich gänzlich die Orientierung über die Kirchenseite verloren habe!“

Mit einem Male ließ er seinen Blick über das Piano streifen.

„Wann wird das Spiel beginnen?“ fragte er.

„Es wird keines beginnen“, entgegnete Goskin, bei dieser Bemerkung rot werdend.

„Ich pflegte Piano zu spielen, als ich noch jung war.“

Goskin war über die hingeworfene Bemerkung geradezu einer Ohnmacht nahe.

„Alter, los, nehmen Sie es in die Arbeit, und machen Sie uns Musik. Nicht ein einziger Mann im ganzen Goldgräberlager hat die Nerven, den Kampf mit dieser Musikliste aufzunehmen zu wollen!“ Sein Puls begann rascher zu schlagen, weil er fürchtete, daß ihm der Fremde seine Bitte verweigern könnte.

„Nun schön, also ich will mein Bestes versuchen!“ sagte er.

Es war wohl kein Klaviersessel zur Stelle, aber er stürzte eine Kerzenkiste um, stellte sie vor das Instrument und setzte sich darauf. Es waren nur einige Sekunden notwendig, bis lautlose Stille im Raume herrschte.

„Der alte Narr wird das Ding jetzt lospoltern lassen, Ruhe!“

Der Anblick eines Mannes bei einem Piano war etwas so Ungewöhnliches, daß sogar der Spielhalter der Spielbank, der im Begriffe war, einen Gewinn von fünfzig Dollar einzusteden, innehielt und das Geld wegzunehmen vergaß. Die Leute hielten im Trinken inne, das Glas an ihren Lippen. Die Unterhaltung stockte mit einem Male, als ob alles vom Schläge gerührt worden wäre, die Kartenspieler vergaßen, die Karten zu mischen.

Der alte Mann strich seine langen, weißen Locken nach rückwärts, warf einen Blick gegen die Zimmerdecke, schloß seine Augen zur Hälfte, und in einer geradezu mystischen, verträumten Art ließ er dann seine Finger über die Tasten gleiten. Er schlug nur ein ganz einfaches Lied an, aber die Töne erfüllten den ganzen Raum. Es war nur eine Art von Improvisation, aber als er Akkorde miteinander verschmolz, legte sich der Zauber und ihre Macht auf jedes Ohr und Herz. Erst schien es, daß er der Behandlung des Instrumentes noch nicht ganz sicher sei, aber je mehr er fortfuhr, desto mehr nahm sein Selbstvertrauen zu und jetzt sah er schon beinahe wie ein Meister vor seinem Instrumente. Das Piano war nicht ganz richtig gestimmt, aber die anwesenden Ohren konnten nicht den allergeringsten Disakord wahrnehmen. Sie vernahmten eine Folge von wunderschönen Akkorden, es schien ihnen wie ein Vorgegeschmack des

Paradieses zu sein, Melodien tönend und füllten das Zimmer, und es genügte ihnen vollauf, um sie zu entzücken.

„Da schau mal hin, wie er mit der Linken herumfährt“, sagte ein alter, rauher Kerl ganz begeistert.

„Er bewirkt das Schwingen jedesmal am oberen Ende des Tastbrettes“, meinte ein anderer, der ein Kartoffelschnitzel in den Händen hielt.

Der Pianospüler schlug jetzt die alten Val-laden an, die sie in ihrer Heimat gehört hatten. All die traurigen, melancholischen und ergreifenden Lieder, wie Träume aus der Jugend, aus der Kinderzeit, zauberte sie jetzt der unbekannte Spieler aus den Tasten hervor! Seine Hände rührten an ihren Herzen wie an weichen Teige und preßten Tränen aus ihren Augen wie aus einem nassen Schwamme.

Und als die Melodien, eine um die andere, klangen und verklangen, da glaubten sich die Zuhörer wieder in ihre alte, vor langer Zeit verlassene Heimat zurückversetzt, wo sie einst-mals in ihrer Jugend gespielt hatten, wo Apfelblüten durch die milde Luft auf die Beil-chen der grünen Nasenplage des alten New England herabzitterten, sie sahen die Pracht der Wisconsiner Ahornalleen, die Höhennebel, den indianischen Sommer mit seiner ganzen Farbenpracht vor sich ersehen. Vor ihrer Erinnerung erblühten die Heideblumen der alten schottischen Bergbügel aufs neue, sie gewährten in ihrer Phantasie die weißen Riffe der britan-nischen Küsten, sie hörten, wie die Wogen des Meeres dumpf daran schlugen, ähnlich wie die Wogen der Erinnerung auf ihr Gemüt! Dann ertönten die alten ehrwürdigen Weihnachts-lieder, die sie dreißig Jahre vorher gesungen hatten und die zarte Musik zauberte ihnen Ker-zenschimmer, den feierlichen Altar, Immer-grün, die übliche Stechpalme und weiße Chor-hemden vor. Dann aber führte der hartberzige Spieler seinen gewaltigsten, endgültigen Stoß gegen jedes anwesende Herz, als er das Nation-alkische „Home sweet Home“ ansah, das jedes englische Herz erbeben machte.

Als der Spieler innehielt, schlich die Menge ein wenig schen zur Seite. Nicht mehr der Traum lag auf ihr, dieser hatte der Schwermut Platz gemacht. Ein jeder wünschte sich, sich in seine Stube zurückziehen zu dürfen, um seinen Lieben ein paar Zeilen schreiben zu können. Das Morgengrauen brach bereits heran, als der letzte seinen Platz verließ, und dem Pianospie-ler selber sank das Haupt müde herab und er ließ bei seinem Klaviere ein.

„Geda, Alter, wünschst du dir nicht ein bißchen Ruhe?“ fragte Goskin.

„Ich fühle mich sehr ermüdet“, erwiderte der Alte. „Vielleicht gestatten Sie mir, so einen oder zwei Tage hier bleiben zu dürfen?“

Er begab sich hinter den Schanktisch, wo ein paar alte Wolldecken lagen, und legte sich auf ihnen nieder.

„Ich fühle mich recht schlecht. Das wohl nicht mehr lange zu leben! Aber ich hab noch einen Bruder, drüben, auf der anderen Seite des Berges — er heißt Driscoll. Er weiß nicht, daß ich mich hier befinde. Könnten Sie ihn vor Morgenanbruch hieherholen? Wenn möchte ich noch in sein Anlitz schauen, bevor ich sterbe!“

Goskin sprang in die Höhe, als er den Namen vernahm. Er kannte Driscoll sehr wohl.

„Der ist Ihr Bruder? In einer halben Stunde schaff ich ihn Ihnen zur Stelle!“

Goskin eilte hinaus in das Unwetter, der Musikant aber preßte seine Hand in die Hüfte und senkte tief auf. Goskin vernahm noch hin-ter sich das Wort: „Eilen Sie, eilen Sie!“ und er kaufte den Hohlweg hinunter zu Driscolls Hütte. Es war schon vollkommen hell in der

Wirtsstube, als die beiden Männer zurückkehrten. Driscoll war bleich wie der Tod.

„Guter Gott! Sieh, daß er noch am Leben ist! Ich habe ihm schwer Unrecht getan, vor zwanzig Jahren, als wir noch in England lebten!“

Sie bemerkten, daß der alte Mann die Decke über sein Gesicht gezogen hatte. Die beiden Männer standen einen Augenblick betroffen da, weil sie fürchteten, daß er bereits gestorben war. Goslin zog die Decke herab, warf sie zur Seite, nicht wenig in Verwunderung. Es befand sich ja niemand darunter!

„Fort!“ schrie Driscoll wie toll auf.

„Fort!“ wiederholte Goslin noch entsetzter, indem er die Schublade der Kassa herauszog. „Zehntausend Dollars im Beutel futsch und der Bergott weiß, wieviel Kleingeld aus der Schublade außerdem!“

Weihnacht.

Von Hans Daxer.

So sagt die Schrift, daß Jesus Christ
In kalter Nacht geboren ist.

Die Krippe mit dem Strohgebund
Geringes Hirtenvolf umstund.

Eine arme Magd, ein schlichter Mann,
Ging keinem sonst das Kind viel an.

Als dann Herr Christ ans Sterben kam,
Bei zweien Schächern Naß er nahm.

Und ging nach Hohn und Geißelstreich,
In seines lieben Vaters Reich.

So zwischen Stall und Schädelstatt
Sein Leben sich gesponnen hat.

Es hab nit an im weichen Nest
Und ist am Kreuz zu End gewest.

So war es einst, so ist es heut:
Den Frieden bringen arme Leut.

Nach vielem Kampf und harter Not
Und schmerzreichem Opfertod.

Man sollte mal...

Von Kurt Tucholsky.

Man sollte mal heimlich mistenographieren, was die Leute so reden. Kein Naturalismus reicht da heran. Geläch: in manchen Theaterstücken bemühen sich die Herren Dichter, dem richtigen Leben nachzugehen — doch immer mit der nötigen epischen Verkürzung, wie das Fontane genannt hat, der sie bei Raabe vermisse, immer leicht stilisiert, für die Zwecke des Stücks oder des Buchs zurechtgemacht. Das ist nichts.

Nein, man sollte wortwörtlich mistenographieren — einhundertundachtzig Silben in der Minute — was Menschen so schwabbeln. Ich denke, daß sich dabei folgendes ergäbe:

Die Alltagsprache ist ein Urwald — überwuchert vom Schlinggewächs der Füllsel und Füllwörter. Von dem ausklingenden „nicht wahr?“ (sprich „nicht?“) wollen wir gar nicht reden. Auch nicht davon, daß: „Bitte, die Streichhölzer!“ eine bare Unmöglichkeit ist, ein Chimborasso an Unhöflichkeit. Es heißt natürlich: „Ach bitte, sein Sie doch mal so gut, mir eben mal die Streichhölzer, wenn Sie so freundlich sein wollen? Danke sehr. Bitte sehr. Danke sehr!“ — so heißt das.

Aber auch, wenn die Leute sich was erzählen — da geht's munter zu. Ueber Stock und Stein stolpert die Sprache, stößt sich die grammatikalischen Bindeglieder wund, o tempora! o modi!

Am nächsten Tage waren alle Jungens unterwegs, um eine Pferdespur zu verfolgen, die sich im Schnee in der Richtung gegen Pöche verlor.

Ein einziger Mann unter den Goldgräbern des Lagers befand sich nicht mit ihnen auf der Suche nach dem Räuber. Es war Jener von dem Kartenpieler empfohlene Freund, der bei des Teufels Großmutter geschworen hatte, daß er nicht einen einzigen Ton aus dem „Instrument“ herauszulassen wisse. Einige Zeit später fand man auch eine weiße Haarperücke, und diese rief Erinnerungen an Jenen „Fremden“ wach, der seinen weißen Vorkopf nach rückwärts geneigt und gegen die Zimmerdecke emporgeblüht hatte, ganz hingegeben seinen musikalischen Improvisationen. In jener Nacht des 24. Dezember 1858, der stimmungsvollen Christnacht im Goldarbeiterloose.

Das oberste Gesetz ist: der Gesprächspartner ist schwerhörig und etwas schwachkönnig — daher ist es gut, alles sechsmal zu sagen. „Darauf sagt er, er kann mir die Rechnung nicht geben! Er kann mir die Rechnung nicht geben! Sagt er ganz einfach. Na höre mal — wenn ich ihm sage, wenn ich ganz ruhig sage, Herr Wittkopf, gehen Sie mir mal bitte die Rechnung, dann kann er doch nicht einfach sagen, ich kann Ihnen die Rechnung nicht geben! Das hat er aber gesagt. Finnstu das? Sagt ganz einfach...“

Dahin gehört auch das zärtliche Nachstreicheln, das manche Leute Poin'ten angebeihen lassen. „Und da sieht er sie ganz traurig an und sagt: Wissen Sie was — ich bin ein alter Mann: geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre!“ Pause. „Geben Sie mir lieber ein Glas Bier und eine gute Zigarre. Häh.“ Das ist wie S-lerwasser, wenn es durch die Nase wiederkommt...

Zweites Gesetz: die Alltagsprache hat ihre eigene Grammatik. Der Berliner zum Beispiel, kennt ein erschreckendes Futurum. „Ad komm die Straße langjejanen — da wird mir doch der Ruhkopp nachbrüllen. Un vaish nich, der Meechen den Ring zu jehm! Na, da wer id natierlich meinen linken Nummischuh ausziehen un ihn an Kopp schmeißn...“

Drittes Gesetz: Ein guter Alltagsdialog widelt sich nie, niemals so ab wie auf dem Theater: mit Rede und Gegenrede. Das ist eine Erfindung der Literatur. Ein Dialog des Alltags kennt nur Sprechende — keinen Zuhörenden. Die beiden Reden laufen also aneinander vorbei, berühren sich manchmal mit den Ellenbogen, das ist wahr — aber im großen ganzen redet doch jeder feins. Dahin gehört der herrliche Uebergang: „Nein.“ Zum Beispiel:

„Ich weiß nicht (sehr wichtige Einleitungsredensart) — ich weiß nicht: wenn ich nicht noch Tisch meine Zigarre rauche, dann kann ich den ganzen Tag nicht arbeiten“ (Pöische Pöigkeit: es handelt sich um den Nachmittag.) Darauf der andere: „Nein.“ (Pölig idiotisch. Er meint auch gar nicht: Nein. Er meint: mit mir ist das anders. Und überhaupt...) „Nein. Also wenn ich nach Tisch rauche, dann...“ folgt eine genaue Lebensbeschreibung, die keinen Menschen interessiert.

Viertes Gesetz: Was gesagt werden muß, muß gesagt werden, auch wenn keiner zuhört, auch, wenn es um die entscheidende Sekunde zu spät kommt, auch wenn's gar nicht mehr vaht. Was so in einer „angeregt plaudernden Gruppe“ alles durcheinander geschrien wird — das hat noch keiner mistenographiert. Sollte aber mal einer. Wie da in der Luft nur für die lieben Englein faule Poin'ten zerfallen und gute auch, wie kein Rettungsglied des allge-

meinen Unterhaltungsgeschreis in das andere einhakt, sondern alle mit weitgeöffneten Zangen etwas suchen, was gar nicht da ist: lauter Hüte ohne Kopf, Schnürkel ohne Stiefel, das ist recht merkwürdig.

Ungelesene Sprache des Alltags! Schreibe sie doch einmal einer! Genau so, wie sie gesprochen wird: ohne Verkürzung, ohne Beschönigung, ohne Schminke und Puder, nicht zurechtgemacht! Man sollte mistenographieren.

Und das so Erreichte dann am besten in ein Grammophon sprechen, es aufziehen und denen, die gesprochen haben, vorlaufen lassen. Sie wenden sich mit Grausen und entließen zu einem schönen Theaterstück, wissen Sie, so eines, Fröh, nimme die Beine da runter, wo man so schön natürlich spricht, reine wie im Leben, haben Sie eigentlich die Perquere, sind ich gar nicht, na also, mir ist sie zu...

Man sollte mistenographieren.

Aus dem Buch „Das Lächeln der Mona Lisa“, Ernst Rowohlt, Verlag.

Auf dem Grund des Niagara.

Die Niagarafälle sind nicht nur als Naturchauspiel und als ungeheure Kraftquelle berühmt, sondern sie bieten auch ganz eigenartige geologische Probleme, über die dieser Tage Geheimrat Penck in der Preussischen Akademie der Wissenschaften sprach. Der Niagarafuß bildet die Verbindung des Erie zum nördlicher gelegenen Ontariosee und gleichzeitig die fest streng bewachte Grenze zwischen USA. und Kanada. Oberhalb des Falls ist er ungefähr zwei Kilometer breit, aber nur drei bis vier Meter tief. Der Fall selbst teilt sich in den amerikanischen und den westlichen Ausfall, zwischen denen die Ziegeninsel liegt.

In mächtigem Bogen stürzt das Wasser in einer Tiefe von sechs Metern 50 Meter tief hinab, bildet im Kessel darunter Wirbel bis zu einer Tiefe von weiteren 50 Metern und erfüllt die Luft weiterhin mit einem Sprühregen, der in wundervollen Regenbogenfarben erstrahlt. Die oberste Kante des Falles besteht aus hartem Niagarakalkstein; darunter kommt die Schicht weichen Gesteins, die vom Wasser ausgewaschen wurde, so daß eine Untergraben, ein weit vorstühendes Kalksteinschuttbach entstanden ist. Heute kann man in aufgedichteten Ränkel gehüllt, durch einen Lift auf der Grund des Falles gelangen und sich in dessen Höhlung zwischen der Stein- und Wasserwand erheben. An den Fall schliefst sich eine zehneinhalb Kilometer lange Schlucht, die an manchen Stellen nur 100 Meter breit ist, und in das Wasser eine Stundenlangweiligkeit von 36 Kilometern erreicht. Die steilen Wände zeigen dieselben abwechselnden Schichten von hartem und weichem Gestein: doch wird die harte schwebende Kalkplatte nach Norden zu immer dünner.

Hier zeigt sich nun eine wohl einzig dastehende Erscheinung, daß nämlich der Fluß an den breitesten Stellen auch am tiefsten ist — bis 58 Meter — an den engeren Stellen dagegen verhältnismäßig leicht, 33-38 Meter. An einer Stelle bei Whirpool, tritt er ein Anie und starke Wirbel. Diese merkwürdige Erscheinung veranlaßt den berühmten amerikanischen Geologen Gilbert zu eingehenden Untersuchungen. Der Gelehrte fand, daß diese Erscheinung damit zusammenhängt, daß die Schlucht zweimal im Laufe ihrer Verjüngung nur von geringen Wassermengen, etwa einem Siebentel der jetzigen, durchströmt wurde. Da der Fall ständig jährlich um 0,8 bis 1,3 Meter zurückweicht, hat er sich im Laufe der Zeit die lange Schlucht gegraben, und die feichteren Stellen

entsprechen nun jenen Perioden der Wasserarmut.

Gilbert hat festgestellt, daß vor ungefähr 22.000 Jahren, gegen Ende der Eiszeit, das Eis sich langsam gegen Nordosten zurückzog und hierbei das Gebiet der großen Seen seine Gewässer zeitweilig direkt, dann wieder auf dem Umweg über den Erie-See und den Niagara in den Ontario-See entleerte, so daß im ersten Fall der Niagaraarm wasserarm war. Diese wechselnden Verhältnisse werden durch Eisbarrieren verschiedener Höhe und das Ansteigen des Landes um viele Meter veranlaßt. Man konnte auf Grund des langsamen Zurückweichens des Meeres des Falles auf etwa 16.500 bis 20.000 Jahre berechnen. Doch ist er seit etwa 250 Jahren den weißen Ansiedlern bekannt. Vor ihnen fünf Millionen PS sind bisher nur 180.000 in

Elektrizitätswerken ausgenutzt, die eine Bevölkerung von zwei Millionen mit Elektrizität versorgen.

Schon gegen Ende des Jahrhunderts lebte man hier im Zeitalter der Elektrizität. Der Einzug der obengenannten Kraftmenge hat sich im Aussehen des Falles einigermaßen bemerkbar gemacht, so daß man aus Gründen des Naturschutzes zunächst von einer weiteren Ausbeutung absehen will. Am machtvollsten ist der Fall im Frühling nach der Schneeschmelze, im Winter dagegen kann der amerikanische Fall völlig einfrieren, so daß er sich dem Pechauer als ein riesiger Schnee- und Eisvordrang darbietet. Aehnliche geologische Verhältnisse finden wir übrigens auch zwischen dem finnischen und dem Peipussee.

Gewässer.

Von Anna Siemsen.

Wir bringen die folgende Skizze aus dem: Jooben in der Urania-Verlags-gesellschaft Jena erschienenen neuen Buch „Dahheim in Europa“ von Professor Dr. Anna Siemsen. Preis Halbleinen 4.80 M., Ganzleinen 5.50 M.

Der liebste Spaziergang meiner Kinderzeit ging über den „Dandknapp“. Der Name dieses sehr problematischen Hügels, den nur unsere an das flache Land gewöhnten Augen anerkannten, sagt genug. Und der Weg, der über ihn führte, war sicher für alle vernünftigen Leute ein Schreden: schatten- und schußlos, sehr breit und sehr ausgefahren. Bei trockenem Wetter mochte man im Sande, und nach jedem Regen war er unpassierbar. Aber hier begann für uns Kinder gerade die Schönheit, das Wunder und das Abenteuer. All die tiefen ausgefahrenen Gleise mit ihren Rinnsalen, Pfützen und tiefen Löchern waren ja die herrlichsten Gebirgslandschaft. Eine Landschaft oben-drein, die immer wechselte und an deren Schöpfung wir selbst uns aufs tatkräftigste beteiligen konnten.

Ein Spaziergang nach einem Regentage war eine wahrhafte Wiederholung des dritten Schöpfungstages, an dem Gott bekanntlich „die Berge hoch hervorgehen ließ“ und „die Tiefen herabschickte, zum Ort, den er ihnen bereitet hat.“ Kaum war der herrliche Schauplatz erreicht, so teilten wir die Erde unter uns, und indem wir über die Kämme der Berge, „von Gipfel zu Gipfel“ schritten, schufen wir unseren Gewässern ihre Straßen, ebneten die Täler, verbanden See mit Nachbarsee, sprengten und errichteten Wasserseiden und genossen das höchste Glück, wenn wir unsere Schöpfungen mit den hochklingendsten Namen aus der Geographiekunde belegten. Diese Namen wechselten mit unserer fortschreitenden Wissenschaft, aber am beliebtesten blieben die Schweizer Seen, Flüsse und Gebirge. Und die kleine Sandpfütze, die wir Bierwaldstätter See nannten und mit wechselnden Dichten zu verzieren suchten, hatte in unserer gläubigen Phantasie einen Anteil an aller romantischen Schönheit der See vom Tell und dem Rütliwunde.

Wir haben sicherlich die Geduld unserer Eltern oft übermäßig auf die Probe gestellt, wenn wir nicht von der Stelle zu bringen waren und als schmutzige Kobolde unseren Weg nach Hause fanden. Aber für nichts bin ich ihnen dankbarer als für diese Geduld. Und nichts glaube ich, hat mir trotz aller Laienunwissenheit ein solch lebhaftes Gefühl gegeben für das Werden und den Wandel einer Landschaft, als diese unsere Bauversuche in Sand und Pfützen eines ausgegrabenen Landweges.

Wente siye ich am Genfer See und sehe in das weite Tal hinein, das die Rhone sich zwischen Felsenmassen herausgespült hat. Man sieht so deutlich, wie dies grüne und fruchtbare Schwemmland in regnerischen Jahrtausenden von den Wassern geschaffen worden, von den starken Flüssen, die aus den Gletscherfeldern hoch oben strömen, von den Bächen, die die Hochtäler ausgehöhlt haben, von den tausend Rinnsalen und Wasserfällen, die in jede Felswand ihre Furchen reißen. Laß das Wasser nur ein paar Meter steigen, und das grüne Walliser Tal ertrinkt in einer neuen Sintflut. Laß es eintrocknen und ein neuer Kanton würde auf dem tiefen Talteßel des Genfer Sees entstehen.

Das Wasser hat das Land geschaffen und schafft es täglich neu. Nirgends sieht man den Wandel der Landschaft, das tägliche Neuwerden der Erde wie an diesen Bergströmen. Und mit dem Lauf ihrer Wellen, uferentlang wandern die Pflanzen, die der Landschaft erst ihr Gesicht geben. Vom Mittelmeer und von den französischen Hügeln sind die Kastanien und die Weinreben gekommen und haben sich die Rhone hinaus angesehelt. Die Kastanienwälder hängen an jeder Felschlucht, die Terrassen der Weinberge machen die sonnigen Hügel noch sonniger. Sie sind Geschöpfe des warmen Frankreichs, und die Menschen, die sie in diesen Gebirgstälern pflanzten und pfliegen, sind französische Menschen, französisch an Sprache und Sitten und lebhafter Höflichkeit. „Le Lac Roman“ nennt man hier gern den Genfer See: den romantischen See. Und das ist er, so wahr der Bodensee das deutsche Meer ist.

Die Rhone ist ein Mittelmeerfluß, und bis in ihre höchsten Täler und Felsbänge hinout steigt etwas von der alten Kultur der sonnigen Mittelmeerküsten und sammelt sich um den schönen See, der ihr Wert ist. Bis hierher reicht Frankreich.

Steigt man durch die Kastanienwälder an seinen Ostufeln und dann durch die Buchen und Tannen und über die Almen und Schneefelder hinüber ins Simmental, dann kommt man in ein anderes Reich. Jenseits der Wasserseide strömen die Wasser zum Rhein und zur Nordsee. Und der Bodensee sammelt sie und sammelt an seinem Ufer die Kultur eines anderen Volkes, das einem anderen Meere anwohnt und eine andere Geschichte gehabt hat. Im Simmental ist alles anders: Menschen und Häuser, Dörfer und Städte, Sprache und Sitte.

Und was hier in zwei Stromgebieten auch das blühendste Auge sieht, das wiederholt sich an jeder kleinen Wasserseide: Diese Berg- und

Hügellämme, diese Hochebenen und Hochmoore, die die Wasser den verschiedenen Strömen und Meeren zuleiten, sind die einzigen wirklichen Grenzen. Sie bestimmen die Mannigfaltigkeit von Klima und Pflanzenwelt, von menschlicher Siedlung und menschlicher Kultur, sie schaffen den Reichtum an Erdenfruchtbarkeit.

Aber sie sind keine feindlichen Grenzen. Wenn auch die Wasser ihren Lauf nach dauernden Gesetzen nehmen, es ist anders mit Pflanzen und Vögeln und allem Getier und mit den Menschen vor allem. Die wandern über die Pässe und über die wilden Hochflächen. Liegende Samen und fliegende Vögel, wandernde und nahrungssuchende Herden haben so die großen Stromländer miteinander verbunden. Aber mehr als alles die Menschen.

Es ist eine wundervolle Abenteuergeschichte, wie der Mensch den Weinstock an den nördlichen Rhein brachte und die rheinischen Berge südlisch und sonnig umwandelte, wie er Afrikanische Pflanzen und Tiere zu europäischen Besitz machte, wie er Straßen und Kanäle über die Berge in der Ebene schuf und die Erde so ordnete und bebaute, daß heute alle die großen Stromtäler Europas, Chinas und Jukiens ebenso viele Gärten sind, Gärten, die wechselnde Schönheit und jeder sein eigenes Wesen haben, aber alle doch Heimat der Menschen sind, die nach ihnen ihren großen Wanderzug um die Erde gelenkt haben.

So — wenn ich andächtig durch dieses Reich der großen Gewässer wandere und mit einem Lächeln zurückdenke an die Zeit, wo ich selber Ströme und Seen auf einem sandigen Landweg schuf, kommt es mir vor, als hätte ich in dem Kinderpiel ein bißchen vorweggenommen von der Keinen und doch so gewaltigen Anteilnahme der Menschen auf der Erde. Und ich denke an die vielen, vielen Kinder, die ebenso spielend sich vorbereiten auf ihren Anteil an diesem großen Menschheitswerk.

Chim Bao.

Das Rauchen ist ein schreckliches Laster. Der Raucher ist ein großer Sünder, der Gottes Gebilde, den menschlichen Körper, in einen qualmenden Rauchfang verwandelt. Das Rauchen ist weder in der heiligen Schrift vorgeschrieben, noch liest man, daß die großen Kirchenväter und Reformatoren sich darüber beifällig geäußert hätten. Wer raucht, muß aus einer guten christlichen Wohnung heraus! Er kann einfach nicht dableiben. Eine christliche Wohnung ist ein Haus Gottes. Und Zigarettenqualm ist kein Weihrauch. Und seltsam muß Chim Bao heraus.

Chim Bao war in diesen Jahren und Tagen der ehrwürdige Voh des sehr ehrenwerten Missionars Dr. Howard Madson. Chim Bao war sechzig Jahre — aber dennoch immer nur ein Voh. Dr. Howard Madson war sein Arbeitgeber und Patron. Aber nur seit drei Wochen. Er kam aus Amerika, aus Seattle, angefahren, und löste den vorigen Missionschef Harry Smith ab, der, wie alle Smith und Schmiede, ein breites männliches Herz besaß und ewig sein Pfeischen schmauchte. Die schöne Stadt Fudziadjan, die „Stadt des Glüdes“, liebte ihn aber trotzdem sehr, und als er sich verabschiedete, weinten die guten chinesischen Christen-kinder in der Missionschule bittere, etwas gelblich gefärbte Tränen. Als Dr. Howard Madson in einem funkelneuen Cadillac vor der Mission stehen blieb, um die Geschäfte seines lieben Bruders zu übernehmen, ging es über die hageren Rücken der Keinen glattgeschorenen Chinesen wie ein eisiger Schauer. Er hatte so schmale Lippen und ein paar blasse Berre-

Der Karpfen.

Ein junger Karpfen fühlte sich als Hecht Und wollt' nicht länger unter Karpfen schwimmen!

„Ihr Karpfen“, sprach er, „seid nicht mein Geschlecht!“

Das mußte Karpfen freilich sehr verstimmen. Die Hechte, die er schmeichlerisch umschwamm Und denen er sich freundlich angebedert, Die dachten derb: „Der Kerl da riecht nach Schlamm.“

Und Moor!“ Und waren peinlich angewidert. Wie lebte nun der junge Karpferich?

Im ganzen tragisch, beinahe fürchterlich! Die Karpfen wollten nichts mehr von ihm wissen —

Die Hechte jogten ihn mit scharfen Dissen! Erst als er starb — recht einsam und allein —

Zat ihm ein alter Hummer etwas Viebes Und schrieb auf einen nassen Grabesstein: „Das war ein echter Karpfen und er blieb es!“

Mag Habel.

Augen, daß man sich tatsächlich fürchten mußte. Ein so gestrenger Apostel ist kein angenehmer Herr. Er nimmt die Erlösung der Seelen zu ernst und will schon hier auf Erden Heilige erzeugen. Und das ist ziemlich unangenehm.

Er kommt, hilft der äußerst hageren Miss Madsen aus dem Auto, schaut weder rechts noch links und schreitet in die lustigen Korridore der Mission. Und siehe da; auf der Schwelle zum Stiegenhaus steht der alte Chim Bao, verneigt sich, bis ihm der Kopf vorne herunterhängt, grinst wie ein alter Chinese und ist sehr devot. Aber — in der Linken hält er eine lange chinesische Pfeife, aus der man hier und da auch Opium rauchen kann. Ein schöner blauer Rauch steigt von da aus in die heiligen Räume der Mission.

Dr. Howard Madsen bleibt erstarrt stehen. Schaut ihn an — den alten Freund Chim Bao — und brüllt wie ein Sergeant:

„Was? Bist du ein Christ? Was machst du hier?“

„Ich Christ sein, gute Christ. Und machen? Wasch, wasch für die liebe Kinder und aufpassen auf Kinder in der Schule.“

„So, wie heißt du?“

„Chim Bao, alte Chimbao, Freund Chimbao!“

Aber Dr. Madsen packte ihn beim Kragen, wirft ihn zehn Schritte weit zum Ausgang und sagt kurz abgehackt:

„Hier wird nicht geraucht! Christen rauchen nicht, du alter Schurke!“

Chim Bao geht langsam aus dem Missionshaus hinaus. Sein blauer Rock flattert im sanftigen Wind der chinesischen Straße. Er geht zur nächsten Ecke, hockt dort nieder und denkt nach. Die Welt ist doch nicht so schön, wie sie der alte Herr Smith geschaffen hat. Die Seligkeit ist vorüber. Der Christengott ist also nicht so gut, wie er ausgeschaut hat. Und was werden die kleinen Kinder ohne Chim Bao machen? Sie haben ihm sogar die Pfeife gestopft, immer etwas Neues gewußt und waren so lustig. Chim Bao hat zum erstenmal religiöse Zweifel.

Zwei Tage schon promenierte Chim Bao auf den Straßen Judziadzans, der Stadt des Glüdes. Am dritten Tag kommt er zu Dr. Howard Madsen, kniet nieder nach väterlicher Art und verspricht, nie mehr zu rauchen.

„Woll“, sagt Dr. Madsen, und freut sich, eine Seele gerettet zu haben.

Zwei Tage hält es Chim Bao aus. Am dritten wird er wieder ertappt und wieder hinausgeworfen. — Eine Woche lang bleibt Chim Bao auf der Straße, sitzt an den Straßen-

küchen und schaut von weitem den spielenden Christenkindern aus der Mission zu. Dann kommt er wieder.

„Chim Bao arme Sklave. Gute Christ. Kann nicht ohne Schule sein. Schon lange nicht wasch, wasch...“

Er wird wieder aufgenommen. Vergräbt seine Pfeife unter eine lahle Mäzie auf dem Schulhof. Nach einer Woche sitzt er abends im Mondschein, um ihn die Kinder, erzählt ihnen schaurige Märchen aus dem Gebirge, wo Geister hausen und in zerklüfteten Felsen Eulen wohnen, und raucht dabei — er raucht dabei — er raucht dabei — er raucht...“

Mrs. Madsen hat seine Sünde gesehen. Und zum letztenmal spricht Dr. Howard Madsen zum alten Chim Bao. Er gibt ihm fünf Tael und verbietet ihm für immer das Weichbild der Mission.

Chim Bao nimmt aus der Tasche einen Zettel und schreibt in der Kanzlei mit seinen Pinselstrichen einen Brief an seinen gestrengen Patron. Im Briefe aber steht geschrieben, daß Chim Bao, mit dem Taufnamen Washington Harry aus der Christenheit scheidet — denn er kann einen Gott nicht ehren, der das Rauchen verbietet.

Und er packt seine Pfeife, stopft sie tropig in der heiligen Kanzlei und geht stolzen Schrittes, ohne sich umzusehen, zum Lore hinaus und wandert seiner Vaterstadt Tschifu entgegen, wo man vor Rauch kaum den Himmel sehen kann.

Mark Twain und die Truffkönige.

Ein amerikanischer Journalist fragte einst Mark Twain, woher es eigentlich komme, daß er unter den Truffkönigen so unbeliebt sei. Mark Twain septe seine unschuldigste Miene auf und sagte:

„Den Grund weiß ich nicht ganz genau. Aber wahrscheinlich ist meine Schrifstellererei daran schuld.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ich auch nicht. Aber ich habe eine dunkle Ahnung, daß eine närrische Geschichte, die ich in einer Zeitung geschrieben habe, vielleicht an allem schuld ist.“

Damit reichte er dem Journalisten eine Zeitung mit einer Geschichte. Sie hieß „Die drei Fliegen“ und lautete:

Eine Fliegenmutter hatte zwei Töchter, die sie sehr liebte. Eines Tages kamen sie auf einem Ausflug in eine Konditorei.

„Mama“, bat die eine der jungen Fliegen, „darf ich ein bißchen an den schönen roten Bonbons lecken?“

Die Fliegenmama erlaubte es, und ihre Tochter setzte sich freudestrahlend auf die schönen roten Bonbons. Plötzlich schlug sie mit den Flügeln und fiel tot zu Boden. Die roten Bonbons waren nämlich giftig, denn sie stammten vom amerikanischen Bonbontruff.

Die Fliegenmama hatte jetzt nur noch eine Tochter, die sie deshalb doppelt liebte. Eines Tages bekam die Tochter große Lust, Wurst zu essen. Die Mutter führte sie in einen Wurstladen, aber kaum hatte die Fliege ein ganz kleines bißchen von der Wurst verzehrt, so starb sie unter heftigen Zuckungen. Die Wurst war nämlich giftig, denn sie stammte von dem amerikanischen Wursttruff. — Da wurde die arme Fliegenmama von bitterer Trauer ergriffen. Sie wollte nicht länger leben, und um ihrem Leben schnell ein Ende zu machen, setzte sie mit Eifer an einem Stück Fliegenpapier. Aber der Tod kam nicht. —

Das Fliegenpapier war nämlich unschädlich, denn es stammte von dem amerikanischen Fliegenpapietruff.

Wißt ihr schon? ...

Die oft an die Wand gemalte Gefahr einer allgemeinen Welthungerkatastrophe erscheint noch sehr fern, wenn man in Betracht zieht, daß die Menschheit nur ein Zweihundertstel der gesamten jährlichen Nahrungsmenge der Erde verbraucht. Alle Tiere zusammengerechnet verbrauchen etwa sechsmal so viel, so daß also noch ein erheblicher Rest Jahr für Jahr übrig bleibt.

Von allen Tieren, die auf Erden leben, haben die Giraffe und der Strauß die größten Augen.

Die Arbeiter in den Zuckerpflanzen haben die weißesten Zähne der Welt, weil sie dauernd auf Zuckerröhren kauen.

In dem großen Wolkenkratzer „Equitable Building“ in New York befinden sich mehr Telefonapparate als in ganz Ungarn.

Hundert Zeitungen und vierzehn illustrierte Zeitschriften werden in Amerika von Regern herausgegeben.

Das größte Ei, das von einem europäischen Vogel gelegt wird, ist das des Schwans, das kleinste das des Baunschlüpfers.

Napoleon konnte Katzen nicht leiden, dagegen waren Viktor Hugo und Edgar Allan Poe Katzenfreunde, und Kardinal Richelieu hatte eine ganze Menagerie von Katzen.

Auf Robinson Crusoes Insel, Juan Fernandez, die einzige Tagereise von Balparaiso entfernt liegt, soll demnächst ein großes Touristenhotel errichtet werden.

Der älteste Automobilist der Welt ist 111 Jahre alt und lebt als Farmer in Amerika. Das Auto, das er benützt, stammt aus dem Jahre 1898.

In den Flüssen Nordamerikas lebt ein Fisch, der etwa 30 Zentimeter lang und sehr wohlschmeckend ist; in getrocknetem Zustande wird er von den Eingeborenen als Nahrung benützt.

Das älteste Wörterbuch der Welt gibt es in China. Es wurde von Fekutscho eintausend Jahre vor unserer Zeitrechnung bearbeitet.

Bei den Wiederkäuern wird die aus Pflanzstoffen bestehende Nahrung wiedervergärt. Die beiden ersten Magenabteilungen, der Netzmagen und der Pansen, dienen nicht zur Verdauung der Nahrung. Vielmehr wird in ihnen nur die grobkörnige Nahrung (wie im Kropf der Tauben) angesammelt und durch Spaltpilze (Bakterien) flüssig und Wärme mazeriert und durch Urinäre (Protozoen) zerkleinert. Dann steigt die Nahrung infolge Zusammenziehung der Muskeln des Magens und der Erschlaffung der Muskeln der Speiseröhre wieder in das Maul zurück, um nochmals fein gekaut zu werden. Endlich wird sie durch die Speiseröhre den beiden anderen Magenabteilungen, dem Blättermagen und dem vierten Magen zugeführt, wo die Nahrung infolge Drüsenabscheidung verdaulich wird.

Das erste brauchbare Tauchboot wurde 1624 von dem Holländer Drebbel erbaut. Es legte einige erfolgreiche Fahrten zurück.

Was Eintänzer verdienen.

Der Beruf des „Gigolo“ der Herren oder der Damen, die gegen Bezahlung tanztüchtige Besucher eines Lokals auffordern, hat sich allmählich überall eingebürgert. Während bei uns die „Eintänzer“ von den Wirten engagiert werden, betreiben sie in anderen Ländern dieses Geschäft auf eigene Faust und haben besonders an der Riviera, wo sich ein großes internationales Vergnügungspublikum einfindet, stattliche Verdienste. Ihre „Arbeit“ vollzieht sich dort folgendermaßen: Wenn ein Gigolo sich einem Tisch nähert und eine der sitzenden Damen zum Tanz auffordert, so tut er dies das erste Mal „auf eigene Gefahr“, d. h. wenn er sie das zweite Mal wieder engagiert und sie dann ablehnt, kann er keinerlei Bezahlung verlangen. Tangt die Dame aber öfters mit ihm, dann darf er erwarten, daß sie ihm mindestens eine 100-Franken-Note am Ende der Tanzveranstaltung überreicht. Häufig sind aber diese Belohnungen größer und betragen manchmal 1000 Franken und mehr. Ein eingeführter Eintänzer, der über eine gute Kundschaft verfügt, verdient den Tag etwa 100 M., während ein Anfänger sich mit 60 M. begnügen muß. Beliebte Gigolos haben aber noch ganz andere Einnahmen. So verdient z. B. ein sehr bekannter Gigolo in Monte Carlo, ein früherer Kellner, in der Saison zwischen Dezember und März 200.000 Franken, also 32.000 M. Er arbeitet aber im Sommer und im Frühjahr auch noch in den vornehmen Modebädern von Deauville und Biarritz, so daß er im Jahr die Summe von 100.000 M. einnimmt. Das ist gewiß ein hübscher Gewinn.

Arbeitsteilung.

Der Reichtum entsteht durch die Anhäufung von Arbeit. Aber in der Regel besorgen die einen die Arbeit und die anderen das Anhäufen. Und das nennen dann die klugen Leute „Arbeitsteilung“. Leo Tolstoi.

Erprobt und — bewährt!

Starke Blutungen bei Verletzungen stillt man überraschend schnell, wenn man Watte in heißes Wasser taucht und auf die Wunde legt.

Nettbezüge werden im Gebrauch meist schnell einseitig abgenutzt. Um das zu vermeiden, tut man gut, die Knopflochleisten an einer der Längsseiten anzubringen. Dadurch wird der Bezug vollständig gleichmäßig verbraucht, da ja unwillkürlich bald die eine, bald die andere kurze Seite nach oben kommt.

Schmutzige Glasstrüge oder Karaffen werden wieder blank, wenn man durchgeseigte Teeblätter hineintut und dann halb warmes Wasser und halb Essig daransiebt. Nach einigen Stunden wird dann mit kaltem klarem Wasser ausgespült.

Angestrichene Möbel wäscht man mit Regenwasser ab, was besser als Seifenwasser reinigt. Mit ein wenig Vaseline poliert, erhalten sie ihren Glanz wieder.

Putzleder reinigt und erhält man weich durch Salswasser. Während des Trocknens muß man sie öfter mit den Händen weich reiben.

Beim Bürsten von Teppichen oder wollenen Decken verhindert man das Aufsteigen des Staubes, wenn feuchtes Zeitungspapier, in kleine Schnitzel zerrissen, über den Teppich angestreut wird: die Schnitzel saugen den Staub beim Bürsten auf.

Perfektweiß, gemischt mit Seifenpulver, reinigt Porzellan- und Emailgegenstände in halber Zeit.

Merlet.

Der Ozean unter der Erde. Ein Gelehrter hat soeben eine umfassende Untersuchung beendet, die sich damit beschäftigt hat, die Menge des Grundwassers unter der Erde zu bestimmen. Er ist zu dem Ergebnis gelangt, daß die Wassermenge unter der Bodenschicht der Erdoberfläche fast ein Drittel der Gesamtmenge des Wassers der Ozeane beträgt. Das Grundwasser ist unter der Erde in ungeheuren Zeitspannen aufgehäuft worden und reicht bis zu großen Tiefen herab. Man hat solches Grundwasser in einer Tiefe von fast 10 Kilometer gefunden. Das Wasser dringt langsam durch die Poren und Rinnen der Berge, bildet unterirdische Ströme und Seen und stellt ein ungeheures System einer unterirdischen Bewässerung dar.

Der gewaltige Geysir. Seit im vorigen Jahre die vulkanische Tätigkeit überall zugenommen hat, zeigt auch der gewaltige Geysir, im Yellowstone-Park der U. S. A. eine sehr lebhafte Tätigkeit. Alle 15 bis 20 Sekunden speit dieser Geysir während drei bis vier Stunden gewaltige Massen kochendes Wasser bis zu Höhen von 20 bis 30 Metern aus. Er ist ein Titan unter den Spritzenquellen des Erdballs. Sein Krater bildet eine riesige Klippe von etwa 20 Meter Breite und 40 Meter Länge. Zwischen den einzelnen Auswurfperioden liegen „Rausen“ von jeweils 24 Stunden. In dieser Ruhezeit wird der Auswurfsschlund ganz trocken, bis dann mit gewaltigem Getöse ein neuer Riesenschwall hervorbricht. Sowohl das Ende als auch der Anfang einer Auswurfperiode treten ganz plötzlich ein.

Einen seltenen Reichtum an vorgezeichneten Ueberresten enthalten die Lehminger Steinbrüche auf der Halbinsel Hori am Bodensee. Hier wurden 2000 Tier- und Pflanzenarten festgestellt. Nach diesen Funden haben in der Tertiärzeit dort Riesenhirsche, Schildkröten, Rhinoceros, Tapir, Affen und Antilopen gelebt.

Eine entschundene Stadegröße. Die heute im Verhältnis kleine Hafensiedlung Emden stand im 16. Jahrhundert an der Spitze der europäischen Häfen. Emdens Flotte war um 1572 größer als die Englands. 1578 überriefen die Ein- und Ausfuhrziffern Emdens die aller anderen europäischen Häfen.

Was kostet eine Frau? Der in amerikanischen Universitätskreisen sehr angesehene Professor V. Leavitt, Verfasser zahlreicher Abhandlungen über soziologische Fragen, veröffentlicht in der „Review of America“ die Ergebnisse von Nachforschungen, die er in der ganzen Welt angestellt hat, um zu erfahren, wie teuer eine Frau ist. Er hat dabei die Tatsache ermittelt, daß die Frauen in Europa und Amerika ihren Gatten und ihren Vätern die meisten Kosten verursachen. Bei den Egoten ist sie wohlfeiler. Uganda kostet sie nur drei Stiere, in Kurdistan sogar nur ein kleines Schwein. Die Kaffern müssen ihren Schwiegervätern acht Kühe in guter Verfassung übergeben, während sich die Tataren mit einer kleinen Portion Butter begnügen. Die Einwohner von Bengalen machen es mit einigen glückbringenden Fettschen ab, und für ganz teure Frauen werden die Hesse wilder Tiere entrichtet. In den arktischen Gegenden verkaufen die Eskimos ihre Töchter und ihre Frauen für ein wenig Tabak. Ganz anders als in diesen mehr oder weniger barbarischen Ländern, wo man die Frauen ziemlich wohlfeil kauft und an den Mann bringen kann, wird die Frau in der zivilisierten Welt bewertet. Der Professor ist auf Grund seiner Schätzungen zu dem Schluß gekommen, daß sowohl in Amerika wie in Europa der Gatte und Vater siebzig Pro-

zent seines Einkommens für seine Töchter oder seine Gattin ausgibt, und zwar als Mitgift und Aufwendungen für Toiletten und Unterhalt, woraus die Ueberlegenheit unserer Zivilisation mit hinlänglicher Deutlichkeit hervorgeht.

Kampf in der Kleintierwelt. Daß auch der ruhig dahinkriechende Regenwurm Feinde unter den Kriechtieren hat, zeigte mir ein Kampf, den ein mittelgroßer Regenwurm mit einem schwarz aussehenden Tausendfüßler zu bestehen hatte. Der Regenwurm wälzte sich heftig herum. Sein näherer Hinschauen bemerkte ich, daß an seinem Körper ein Tausendfüßler, der wohl fünfmal kleiner war als sein Gegner, sich festgeklammert oder -gebissen hatte. Der Kampf schien schon längere Zeit im Gange zu sein; die Trockenheit des Wurmes und sein scheinbar blutiges Aussehen wies darauf hin. Durch die heftigen Windungen des Wurmes gelang es ihm auch, ab und zu seinen lästigen Gegner abzustreifen, doch immer aufs neue gelang es dem schnellfüßigen Feind, an sein Opfer wieder heranzukommen und sich an den weichen Körper anzuklammern. Der aufregende Vorgang endete schließlich damit, daß der Tausendfüßler, als er wieder einmal abgestreift worden war, trotz eifriger Suchens den Regenwurm nicht wieder erlangen konnte und dieser Gelegenheit fand, sich in das nahe Moos zu verziehen.

Weiteres.

Straßenbahn. „Trudchen, wo hast du die Bananenschalen gelassen?“ — „Ich hab' sie dem Herrn, der soeben ausstieg, in die Tasche gesteckt!“

Malheur. „Gnädige Frau, kommen Sie schnell, der gnädige Herr hat sich gebissen!“ — „Sich gebissen?“ — „Ja, er hat sich in Ihre falschen Zähne gebissen!“

Wie die Alten jungen . . . Mutter (zum Töchterchen, das die Unwahrheit sagte): „Weißt du auch, was Papa dazu sagen würde, wenn ich es ihm wissen ließe, daß du gelogen hast?“ — Töchterchen: „Er würde, wie immer, zu dir sagen, das liegt deiner Familie im Blut!“

Die Wege Gottes. Nach der Religionsstunde tritt der Lehrer wieder in sein Klassenzimmer. Auf der Tafel sieht er ein Gewirr von Linien, Kurven, Schleifen kraus durcheinander, ungefähre so, wie wenn einer ein Bündel Holzwohle hätte zeichnen wollen. Er fragt, wer die Tafel so unfinnig beschriftet hätte. „Der Herr Bifar“, wird ihm zur Antwort. Was das bedeuten solle, fragt er verwundert. Da brüllt die ganze Klasse: „Die Wege Gottes, Herr Lehrer!“

Nie wieder. Wilhelmine, die seit nahezu zwanzig Jahren im Hause als Dienstmädchen herrscht, hat sich in ihren späteren Jahren nun doch noch einen Schatz zugelegt. „Lassen Sie sich man nicht das Spartassenduck abschneiden, Wilhelmine“, sagte die Frau des Hauses scherzend zu ihr. „Das konnte mir nur einmal im Leben passieren!“ Mit einem giftigen Seitenblick auf den Gatten der Hausfrau rauscht sie hinaus. — Der hatte einst Kriegsanleihe für sie gezeichnet.

Ein Eisenkopf. „Willst, sieh dich doch ein bißchen vor. Du hast mir 'n Ziegelstein auf'n Kopf geschmissen, und dabei hab' ich mir auf die Zunge gebissen.“

Einbildung. Fräulein Frey ist untröstlich. „Meine Frau verleugnet unser Kind“, jammert er. — „Wie?“ — „Sie leidet an der Wahnvorstellung, es sei nicht von mir.“

Ach joco! Mage: „Was treibt denn der Ede?“ — Koge: „Er hat einen Laden aufgemacht.“ — Mage: „Mit Erfolg?“ — Koge: „Nein, er wurde dabei ertwischt.“